

Tagungsbericht „Wie kann man nur dazu forschen? –
Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie“,
Innsbruck, 3.–5. November, Universität Innsbruck

Vom 03. bis 05. November 2017 fand an der Universität Innsbruck die Tagung „Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie“ statt. Die Ausrichter *Timo Heimerdinger* (Innsbruck) und *Marion Näser-Lather* (Marburg) eröffneten die Tagung unter dem Titel *Gute Themen, schlechte Themen* und stellten ihr Anliegen heraus, sich mit den Mechanismen, Argumentationen und Diskursen befassen zu wollen, nach denen im Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde Themen ausgespart, abgewehrt, gemieden oder gar verschmäht werden. Aus der Erfahrung, dass manche Themen argwöhnisch betrachtet werden und andere nicht, stellt sich die Frage nach einer unsichtbaren (und unsagbaren) negativen Programmatik im Fach. Obwohl die Europäische Ethnologie eine thematische Bandbreite und ein geeignetes Methodenrepertoire biete, würden also manche Themen marginalisiert und tabuisiert. Warum ein Thema nicht bearbeitet oder aussortiert werde, sei aber meist nicht nachzuvollziehen, denn üblicherweise würde nur begründet, warum ein Thema behandelt wird. Die Frage, welche Themen als bearbeitbar gelten, ist für viele akademische Bereiche wichtig, angefangen von der Sprechstunde, in der ein Hausarbeitsthema akzeptiert oder abgelehnt wird, bis hin zur Konzeption und Bewilligung großer Forschungsprojekte. Heimerdinger und Näser-Lather stellten als Thesen sechs Kategorien der Themenabwehr auf: Unergiebigkeit, Langeweile und Desinteresse, Nutzlosigkeit, Ekel, moralische Verwerflichkeit und methodische Unzugänglichkeit. Damit setzten sie fruchtbare Impulse für Dialoge und Gespräche.

Kaspar Maase (Tübingen) konnte nicht anwesend sein, seinen Vortrag ‚*Volk und Kunst: ein Thema des 18. Jahrhunderts als Gegenstand ‚positiver Anthropologie‘ im 21. Jahrhundert?*‘ las Silke Meyer vor. In diesem skizzierte Maase eine fachliche und seine eigene Themenpolitik, ihre Traditionslinien und schließlich das Konzept der „positiven Anthropologie“ in der Hoffnung, seine eigenen Legitimationsprobleme zu verringern. Die ästhetische Dimension moderner Alltage und die Rolle der Massenkünste seien zwar im Rahmen der Populärkulturforschung akzeptiert, diese zähle allerdings selbst nicht zum Proprium des Faches. Seine Forschungen würden kaum Diskussionen hervorbringen. Den

bereits publizierten kritischen Anstößen von Silke Götsch, sich eher auf die Kontexte ästhetischer Werke zu beziehen, hielt er entgegen, dass damit die Dimension des ästhetischen Erlebens aus der Forschung verschwinden würde. Abschließend erläuterte er, wie mit dem Ansatz der Kulturanthropologin Sherry B. Ortner, dem hässlichen Bild der Wirklichkeit ein hoffnungsvolles hinzugefügt und der Frage nach der sinnlichen Glückseligkeit im Leben der Menschen ein anerkannter Platz in der Europäischen Ethnologie gegeben werden kann.

Im Anschluss berichtete Jens Wietschorke (München/Wien) in seinem Beitrag *Does that matter? Wissensanthropologische Überlegungen zum Relevanzkriterium in der kulturwissenschaftlichen Forschung* anschaulich aus dem eigenen erlebten Wissenschaftsalltag, wie die Ablehnung von Forschungsarbeiten durch das Argument „Das interessiert mich nicht!“ irritieren, verunsichern, aber auch beflügeln kann. Das Fach gleicht einem unendlichen Universum an Themen. Aber welches erfüllt die Kriterien der oft zitierten Legitimationsbegriffe „spannend“ und „interessant“? Kann nicht jeder Forschungsgegenstand durch die Alchemie der Volkskunde in Gold verwandelt werden? In Rückbezug auf Timo Heimerdingers „Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit“¹, sprach Wietschorke konstruktiv und überzeugt von der Nützlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Der Legitimationsdruck der Kulturwissenschaften in Förderungsprozessen führe zu einem Umbruch der Wertungskultur, so dass stets eine „aufregende“, „innovative“ und „anschlussfähige“ Forschung betrieben werden müsse. Schwierig sah er die Werturteilsfreiheit, da jede vorgenommene Themensetzung ein Statement sei. Wietschorke plädierte für eine Mischung aus intellektueller Distanz, Methodenvielfalt, den Verzicht auf letztgültige Erkenntnisse und eine antidogmatische Haltung. In der Diskussion wurde betont, das Ideal der Werturteilsfreiheit hochzuhalten sei genauso wichtig wie eine ergebnisoffene Forschung.

Stefan Groth (Zürich) referierte unter dem Titel *Makro-Trends als Forschungsthema? Europäisch-ethnologische Themenbegrenzung am Beispiel der ‚Mitte‘* über Forschungstheorien zur „angenommenen Mitte“. Neben der Diskussion über die Annahme eines Durchschnittes in verschiedenen Praxisfeldern, dem Rückbezug der Forschung auf diese und der Frage

1 Timo Heimerding: Die Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 71, 120, 2017, S. 81–90.

nach der Grundlage dieser konstatierten Mitte mittels empirischer oder quantitativer Daten stellt sich auch die Frage nach Veränderungen der Mitte. In diesem Spannungsfeld zwischen Mitte, verschiedenen Theorien, qualitativen und quantitativen Basisdaten, der Verortung in Entdeckungs- und Begründungszusammenhängen sowie den Paradoxien, dass die Europäische Ethnologie als induktive Wissenschaft von starken Vorannahmen geprägt ist und, dass gerade die „Mitte“ lange Zeit nicht das Forschungsfeld der Europäischen Ethnologie war, konstatierte Groth drei Punkte für situative Rejustierungen themenpolitischer Möglichkeiten: Erstens wäre zu beleuchten, wie auf Trends Bezug genommen wird, und ob sie genutzt werden, um Relevanz zu erzeugen. Zweitens regte er an, durchaus die von anderen Disziplinen bereits vorhandenen quantitativen Datenerhebungen für eigene Analysen zu nutzen und möglicherweise sogar als Korrektiv zu verwenden und drittens zu bedenken, wie durch den Umgang mit Trends manche Themen ausgespart bleiben.

Christine Bischoff (Hamburg) gab in ihrem Vortrag *Nobilitierung von Erfahrungswissen – Methodenkompetenz als Programmatik in der Europäischen Ethnologie?* zu bedenken, dass angesichts der vielfältigen Themen in unserem Fach, die Methoden am sichersten erschienen, um eine Verständigung über das Fachprofil zu erreichen. Methoden sind ihrer Meinung nach jedoch politisch und moralisch aufgeladen. Sie zeigen, wie Wissenschaft generiert wird, verdeutlichen Transparenz, bestimmen, was zum Gegenstand der Wissenschaft wird und legen legitime Forschungsmotivationen und -ziele fest. Intensiv erläuterte sie, wie die Bedeutung von Erfahrungswissen sich wandelte. Problematisch sei das Forschen in einer Wissensgesellschaft vor allem deshalb, weil das routinierte Erfahrungswissen eine zeitaufwändige Wissensproduktion ist, aber gesellschaftlich und bei Geldgebern eine veränderliche Schnelligkeit gefordert wird. Die Nützlichkeit des Wissens zeige sich eben nicht im Moment seiner Herstellung, sondern erst in seiner Folge. Als autorisierende Legitimationsformen dienen die aufgewerteten Methoden der Selbstautorisierung und Inszenierung gegenüber Öffentlichkeit und Politik, sie signalisieren die Bemühungen, gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden und zugleich der Wissenschaftlichkeit verpflichtet zu bleiben. Fachliche Hand- und Methodenbücher bezeugen, dass der Zusammenhalt einer Disziplin auch über Methoden stattfindet.

Sehr kurzweilig und mit bildhaften Auszügen aus ihrem Forschungstagebuch gespickt berichtete anschließend Lydia Maria Arantes (Graz) über *Das Stricken als volkskundlich-kulturanthropologischer Forschungsgegenstand*.

Ein leidiges Thema; Eindrucksvoll beschrieb sie die ihrem Thema entgegenschlagende Ablehnung: Die „Renaissance der Handarbeit“, gedacht als „ein schönes friedliches Forschungsfeld“, war für das Fach mit seinen Altlasten überhaupt nicht konfliktfrei. Entweder wurde ihr Forschungsgegenstand gar nicht oder zu ernst genommen. Dies führte soweit, dass sie selbst eine regelrechte Abneigung entwickelte: Strickmützen verfolgten sie überall hin und Strickwaren stolzer Strickerinnen wurden plötzlich wertend von ihr wahrgenommen und beschrieben. Durch Selbstreflexion, Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte, internationalen Zuspruch und mit Hilfe der Ethnopschoanalyse fand Arantes schließlich fruchtbare Wege aus ihrem Dilemma und den „Verstrickungen“.

Nach der Mittagspause aktivierte *Jonathan Roth* (Mainz) das Publikum mit Darth Vader zum Thema *Die dunkle Seite der Macht. Themenpolitik zu politischen Themen*. Gleich mehrere Schwierigkeitskategorien trafen bei ihm zu: erstens forsche er über ein politisches Thema, nämlich Parteien, und zwar zweitens zu einer Partei, also zur Domäne der Machthaber und nicht zur regierten „Bevölkerung“. Erschwerend komme drittens hinzu, dass er dieser Partei selbst angehört. Politisch Forschen erfolgt in der politischen Anthropologie entweder im Rahmen von Politik und Macht oder von Politik und Alltag. Letzteres ist auch Gegenstand in der Europäische Ethnologie. Keine der beiden Perspektiven lege aber den Fokus konkret auf Parteien, sondern vielmehr herrsche ein Verständnis von entstaatlichter Politik, mit dem in den klassischen Arenen der Politik mit Skepsis und Distanz begegnet wird.

Im Anschluss widmete sich *Bernd Jürgen Warnken* (Tübingen) dem Thema *Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an ‚konventionellen‘ Unter- und Mittelschichten*. Er stieg mit der Frage ein „Was ist in Frankreich, Österreich und Deutschland los?“ und verdeutlichte, dass der Ausruf „Wir sind das Volk!“ vor allem vom Volk ohne Abitur komme. Zugleich gäbe es den Ruf der Öffentlichkeit nach Forschung, die die hier sichtbaren Mentalitäten zu erklären vermag. Sehr anschaulich und überzeugend erläuterte er, wie sich im Fach die einstige Hinwendung zu den Unterschichten wandelt und diese als abstoßend empfunden wird, weil in diesen Milieus offenbar allzu sehr gegen die ökologischen, die feministischen und antirassistischen Positionen verstoßen wird, denen sich die ForscherInnen verpflichtet fühlen. Es gibt vereinzelte Arbeiten, die Jugendkultur teilweise gegen Vorurteile verteidigen, aber es fehle an weiteren Studien zu älteren Personen mit einer nur „dünnen Schicht zivilisatorischen Patina“. Aber wer stehe

schon gerne bei den Hooligans in der Fankurve oder interviewt Pegida-Anhänger bei einem Protestmarsch? Nötig sei eine langfristige Schwerpunktbildung mit überlokaler Kooperation und lokaler Konzentration. Immerhin gibt es öffentliche Bekundungen seitens des Faches gegen die politische Instrumentalisierung von „Heimat“, „Kultur“ oder „Identität“. In der Diskussion wurde angesprochen, dass weder Rechtsradikale noch Pegida-Anhänger in unsere Vorinterpretationsfilter „Helden“, „Schurken“ oder „Opfer“ passen. Angeregt wurde, den Aufklärungshabitus zu verlassen und stattdessen einfach nur zuzuhören. Auch Ängste, sich im Feld zu kontaminieren oder Ergebnisse zu produzieren, die von den „Falschen“ genutzt werden könnten, wurden erwähnt. Grundlegend ergänzte Warneken, dass in unserem Fach „Alltag“ kaum untersucht wird. Wir untersuchen das Singen, nicht das Grölen und wir haben nach wie vor stets eine Nähe zur „Hochkultur“.

Andreas Hartmann (Münster) regte die Diskussionen mit seinem Vortrag *Ethos und Eros volkskundlichen Fragens* ganz besonders an, denn sein gewitzter Vortrag wurde vom Plenum ganz unterschiedlich aufgefasst. Seiner Meinung nach könne man erfreulicherweise seit einigen Jahren wieder „Volkskunde“ sagen, ohne den Verdacht der Rückständigkeit auf sich zu ziehen. Das Tagungsthema sei ein ganz gelungener Schachzug, denn die Fragestellung sei nicht nur innovativ, sondern gehöre zugleich einer bewährten Fachtradition an, nämlich der Selbst-reflexion und damit der Aufarbeitung der Vergangenheit. Im Laufe des Beitrags wurde nicht gespart an kritischen Impulsen bezüglich der Sucht nach dauernder Reflexion, den Metadiskursen über die Diskurse und der Problematik, dass unklar sei, welches Wissen eine volkskundliche Expertise ausmache. Von einer einst klar definierten Rolle der guten und moralischen Volkskunde, über die Problematik eines neuen Vokabulars wie „popular“, „Praxen“ und „doing“ hin zur Umbenennungswelle des Faches postulierte er schließlich das Ende der historischen Volkskunde, was vom Publikum als Abgesang auf das Fach aufgefasst und kritisch diskutiert wurde. Hartmann stellte klar, dass er nicht das Fach dem Untergang geweiht sehe, sondern dass aus der klassischen Volkskunde nun eine transformierte Wissenschaft von der Kultur geworden sei. Nach Heimerdinger gehöre das „grimmige Blättern im Familienalbum des Faches zur fachlichen Sozialisation dazu“. Hartmann ergänzte, es wäre hilfreich, wenn es im Fach ein konsensfähiges Feld an Forschungsgegenständen gäbe, denn Methoden und Begriffe können nicht die Essenz einer Wissenschaft sein, sie seien lediglich Arbeitsinstrumente.

Sarah Kleinmann (Dresden) und Merve Lühr (Dresden) berichteten in ihrem Beitrag *Psychoanalyse in der Europäischen Ethnologie!? – Auf den Spuren einer Theorie und Methode* über ihre Suche nach psychoanalytischen Ansätze und dem Umgang mit Sigmund Freud und seinen Schriften im Fach. Beide forschen derzeit nicht psychoanalytisch. Sie gaben einen historischen Überblick für die Zeit um 1900, die NS-Zeit, die Wiedereinbeziehung von psychoanalytischen Ansätzen und diagnostizierten durch eigene Beobachtungen eine Randständigkeit. Letztere relativierten sie im Laufe ihrer Recherchen, da es doch einige FachvertreterInnen gibt, die die Psychoanalyse als theoretischen Zugang aufgreifen. Für ihre These der Ablehnung psychoanalytischer Reflexionen und Freuds nannten sie als Beispiel u. a. die Sorge von ForscherInnen, sich mit dieser unpräzisen Wissenschaft angreifbar zu machen. Die Diskussion betonte die Umstrittenheit der Psychoanalyse und äußerte Bedenken in der Anwendung ohne entsprechende Ausbildung. Zu klären wäre zunächst, ob die Psychoanalyse als Erhebungs- oder Auswertungsinstrument oder als historisch verortetes kulturtheoretisches Konzept nach Freud Anwendung finden soll? Die erwähnte Randständigkeit sei der angemessene Ort für eine Nachbardisziplin, denn die Psychoanalyse habe in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde die Funktion einer Hilfswissenschaft. Es wurde vorgeschlagen, in Forschungsfragen lieber genauer die Lücke zu beschreiben und zu erläutern, wo wir mit unseren Methoden nicht weiterkommen, bevor wir diese Lücke mit Hilfe der Psychoanalyse zu schließen versuchen.

Karl Braun (Marburg) führte auf amüsante und zugleich fachlich ganz wunderbar fundierte Weise in seinem Vortrag *Die Zipfelmütze erforschen? Longue duree – Pathosformel – Hermeneutik* vor Augen, wie die Zipfelmütze vielleicht zunächst als Forschungsgegenstand uninteressant erscheine, aber sich während der Beschäftigung mit dieser verschiedene, zum Teil unterschwellige Bedeutungsebenen herauskristallisierten, die sich im kulturhistorischen Spannungsfeld von Er- und Entmächtigung bewegen. So spannte Braun seinen Beitrag von der phrygischen Mütze bis zur Mütze mit goldenem Boller des Stars Tommy in der Rockoper von *The Who*. Er wies darauf hin, wenn sich durch zeitgenössische Forschungsansätze keine ausreichend empirische Basis generieren lasse, sei es hilfreich, ikonografisch vorzugehen. Die Ikonografie ist für Braun eine diskursanalytische Vorgehensweise, und er ermutigte dazu, die Scheu im Fach vor historischer Tiefe diskursanalytisch zu überwinden.

Während in anderen Beiträgen eine zu große Nähe zum Feld oder eine eigene Betroffenheit als problematisch angesehen wurde, war es bei

Cornelia Renggli (Zürich) und ihrem Vortrag *„Behinderung? Das ist doch eher was für die Sonderpädagogik.“ Plädoyer für eine thematische Offenheit der Europäischen Ethnologie* genau umgekehrt. Wie kann eine Nicht-Betroffene über Behinderung forschen? Das Fach selbst sprach sich dabei die Zuständigkeit für Behinderung ab, das sei doch eher etwas für die Sonderpädagogik oder die Medizin. Renggli plädierte für eine thematische Offenheit und betonte, dass gerade die Diversität eine Stärke des Faches sei. Wenn wir uns in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde dafür interessieren, wie die Menschen ihr Leben leben, dann müssen wir auch eine Vielfalt an Themen zulassen. In der Diskussion wurde angesprochen, dass die Disability Studies mittlerweile ein anerkanntes Feld in unserem Fach sind und nicht negativ behaftet wären. Diskutiert wurden verschiedene Ebenen von Verantwortung sowie der Punkt der Betroffenheit. Moralische Aspekte, Kontaminationsvermutungen, Abstandsverluste, Traumatisierung oder Irrationalität können eine Rolle für die Frage spielen, wann eigene Betroffenheit zum Forschungsproblem wird.

Karin Bürkert (Tübingen) erläuterte eindrucksvoll in ihrem Referat *„Von ‚Harakiri‘ und ‚gefährlichen Menschen‘ – Überlegungen zum Wagnis der (Brauch-) Forschung im gesellschaftlichen Auftrag*, dass heute im Fach, trotz aller Abkehr vom Volksleben, Brauchforschung betrieben werden kann – nur eben anders. Nach wie vor wirksam ist eine Abwehrhaltung gegenüber angewandter Brauchforschung. Diese ist jedoch auch heute lohnenswert, nur müssen im Vorfeld Kontexte, Erwartungen und Rollen aller Beteiligten besprochen werden. Bräuche sollten nicht nur beschrieben werden, sondern die Verflechtungen politischer, ökonomischer und sozialer Sphären des Alltags aufzeigen. In der Diskussion wurde auf die USA verwiesen, in denen, trotz ebenfalls belasteter Fachgeschichte, *applied folklore* institutionalisiert und positiv besetzt betrieben werden kann, weil ein anderes Fach- und Wissenschaftsverständnis zu Grunde liegt. Intensiv beratschlagt wurde der Umgang mit Anfragen von Medien und welche Inhalte hier vermittelt werden können. Wichtig sei nicht, woher der Osterhase komme, sondern warum wir ihn brauchen. Deutlich zurückgewiesen wurde, dass Brauchforschung bereits ausgeforscht sei.

Abschließend berichtete Mirko Uhlig (Mainz) über *Lachen im, mit und über das Feld? Über das legitime und illegitime Verhältnis zu Forschungsfeld und -gegenstand*. Lachen sei ein befürworteter Kontrollverlust und ein Zeichen wertender Menschen. In der Feldforschung gibt es verschiedene Lachkontexte. So kann erstens das Feld über den Forscher lachen, möglicherweise lacht dieser hier auch mit. Gelacht wird auch über gemeinsame

Erlebnisse und Gespräche darüber, eine emotionale Öffnung zum Feld wird heute nicht mehr als wissenschaftlich inadäquates Verhalten disqualifiziert. Zweitens gibt es ein Lachen im Sinne des Feldes. Wenn Akteure eine ironische Haltung zu sich selbst und zu ihrer Gruppe pflegen, sollte dies in die kulturwissenschaftliche Deutung einfließen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, dadurch unseriös zu wirken. Das Lachen über das Feld kann drittens als Abwehrmechanismus der EthnologenInnen verstanden werden, bei dem spontaner Spott und keine kalkulierte Diffamierung geäußert wird. In der Diskussion wurde vermutet, dass wir vor allem mit Informanten lachen, um Nähe zu erzeugen. Thematisiert wurde auch die problematische Situation, wenn man als Forschende mit AkteurInnen im Feld über andere AkteurInnen im Feld lacht – oder lachen muss.

Den Organisatoren der Tagung ist es gelungen, eine angenehme und offene Atmosphäre zu schaffen, in der Fragen und Probleme ausgiebig und intensiv, auch kontrovers und insgesamt sehr fruchtbar diskutiert wurde. Die Europäische Ethnologie/Volkskunde zeigte sich erneut als äußerst selbstkritische Disziplin. Sie sollte darüber hinaus jedoch nicht die sinnlich-schöne Seite des Alltags und das Lachen vergessen. Eine Publikation der Beiträge wäre sehr wünschenswert und ist geplant.

Diana Egermann-Krebs

Tagungsbericht „Kontaktzonen‘ und Grenzregionen.
Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven“
des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde,
Dresden, 23.–24. November 2017,
Sächsisches Staatsarchiv-Hauptstaatsarchiv

„Contact Zones“ definierte die Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt 1992 als „social spaces where disparate cultures meet, clash, and grapple with each other“¹.

Das Konzept der „Kontaktzonen“ wurde seither in den Sozial- und Geisteswissenschaften breit rezipiert und stand im Mittelpunkt der

1 Mary Louise Pratt: *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*. London 1992, S. 4.